

³⁴ Spinoza, *Ethica* III 26.55; IV 52–53.55.57.

³⁵ Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. Ethische Elementarlehre, Buch I. In der Ausgabe als Suhrkamp Taschenbuch, Bd. 8, Hg.: W. Weischedel (Frankfurt 1978) 553–584, vor allem 568–571.

³⁶ B. Groethuysen, *Les origines de l'esprit bourgeois en France* (Paris 1927); mit einem erweiterten kritischen Apparat: B. Groethuysen, *Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich*, 2 Bde. (Frankfurt 1978; ursprünglich Hildesheim/New York 1927 und 1973). Von ihm beeinflusst sind u. a. L. Goldmann, *Der christliche Bürger und die Aufklärung* (Neuwied 1968) und D. Schellong, *Christentum und bürgerliche Religion* (München 1975). Siehe auch: *CONCILIUM* 15 (1975/5): *Christentum und bürgerliche Religion*. Vgl. L. Lemaire, *Over de waarde van kulturen* (Baarn 1976).

³⁷ «Le pouvoir exécutif de la conscience bourgeoise pour l'audela» (Groethuysen, *Les origines...* [vgl. Anm. 36] 123).

³⁸ Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse* Nr. 260.261.267: F. Nietzsche, *Kritische Gesamtausgabe* (Hg.: C. Colli/M. Montinari; Berlin 1968) 218–224.230–231.

³⁹ J.-B. Metz, *Glaube in Geschichte und Gesellschaft* (Mainz 1977) passim.

⁴⁰ E. Schillebeeckx, *Christus und die Christen* (Freiburg 1977) 718–720.

⁴¹ J.-B. Metz, *Produktive Ungleichzeitigkeit*: J. Habermas (Hg.), *Stichworte zur «Geistigen Situation der Zeit»* (Frankfurt 1979) II 529–538; J.-B. Metz, *Wenn die Betreuten sich ändern*: *Publik-Forum* 9/13 (Heft vom 27. Juni 1980) 19–21.

Aus dem Niederländischen übersetzt von Karel Hermans

EDWARD SCHILLEBEECKX

1914 in Antwerpen (Belgien) geboren. Dominikaner. 1941 Priesterweihe. Studium in Löwen, an der theologischen Fakultät von Le Saulchoir (Frankreich), an der Ecole des Hautes Etudes und an der Sorbonne in Paris. 1951 Doktor der Theologie, 1959 Magister der Theologie. Seit 1958 Professor für dogmatische Theologie und Hermeneutik an der Universität Nimwegen. Hauptredakteur des «Tijdschrift voor Theologie». Veröffentlichungen u. a.: *De sakramentele heilseconomie* (Antwerpen 1952); *Christus, Sakrament der Gottesbegegnung* (Mainz 1959); *Offenbarung und Theologie* (Mainz 1965); *Gott, Kirche, Welt* (Mainz 1970); *Glaubensinterpretation: Beiträge zu einer hermeneutischen und kritischen Theologie* (Mainz 1971); *Jesus. Die Geschichte von einem Lebenden* (Freiburg 1974); *Christus und die Christen* (Mainz 1977); *Die Auferstehung Jesu als Grund der Erlösung* (Freiburg 1979). Anschrift: Albertinum, Heyendaalseweg 121, NL-6525 AJ Nijmegen, Niederlande.

Bas van Iersel

+ Der Weg des Gehorsams*

Jesu Lebensweg im Evangelium nach Markus

Einleitung

In den Büchern des Neuen Testaments werden die Wörter mit der Bedeutung Gehorsam/gehorsam nur äußerst sparsam für Jesus von Nazaret gebraucht. Um genau zu sein: nicht öfter als dreimal, und dann ausschließlich in Schriften, die von Paulus oder aus seiner Einflußsphäre stammen. Die wichtigste Stelle ist zugleich – wie es auf der Hand liegt – die bekannteste. In dem Hymnus in Phil 2, 6–11 kommen die Zeilen vor: «Indem er Knechtsgestalt annahm, uns Menschen gleich wurde und sich in seiner ganzen Erscheinung wie ein Mensch gab, erniedrigte er sich und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Kreuzestode» (VV. 7–8). Der letzte Sinnabschnitt dürfte, wie man annimmt, von Paulus selbst an den schon vorhandenen Hymnus angefügt worden sein.

Eine zweite Stelle ist der Römerbrief, dort wo geschrieben steht: «Denn wie durch den Ungehorsam des einen Menschen die Vielen zu Sündern gemacht wurden, so werden auch durch den Gehorsam des Einen die Vielen zu Gerechten gemacht» (5,19).

Schließlich gibt es noch eine Stelle im Hebräerbrief: «So hat er, obwohl er Sohn war, an dem was er litt, den Gehorsam gelernt» (5,8).

Auffallend ist, daß die drei Stellen unmittelbar oder mittelbar Bezug auf Jesu Leiden und Tod und darauf, was diese für andere Menschen bedeuten, haben. Im übrigen müssen wir sagen: eine magere Ernte! Zweimal das Nomen *hypakoé*, einmal das Adjektiv *hypékoos*, und das Verbum kein einziges Mal.

Aber selbst diejenigen unter uns, die von herausgerissenen Textfetzen liturgischer Perikopenbücher zehren müssen, werden sich an andere Aussagen erinnern, die auch mit Gehorsam zu tun haben, wie etwa das Wort Jesu im Garten Getsemani: «Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.» Das macht deutlich, daß wir uns irren, wenn wir meinen, uns auf die Stellen beschränken zu können, in denen genaue Worte des einen Stammes *hypékoos/hypakoé* vorkommen. Wir müssen uns vielmehr weiter umschauen.

Aber wenn wir diese eine Beschränkung durchbrechen, scheint doch schnell eine andere geboten. Jesu Gehorsam kommt in den verschiedenen Büchern des

Neuen Testaments auf so viele auseinandergelungene Weisen zur Sprache, daß es nicht möglich ist, dies alles in einer kurzen Beschreibung in eine Ordnung zu bringen, ohne in solche Trivialitäten zu verfallen, daß man sie besser ungelesen (und dann wohl auch ungeschrieben) lassen kann.

Darum bespricht dieser Aufsatz nur ein einziges Evangelium. Der Vorteil davon ist, daß wir es mit einem zusammenhängenden Bild von Jesus zu tun bekommen. Der Nachteil liegt darin, daß es eben nur ein einziges von verschiedenen Bildern ist. Aber das ist nicht so schlimm, weil selbst das gesamte Neue Testament uns nicht das vollständige und abgerundete Bild davon gibt, wie Jesus als gehorsame Person gewesen ist und was das für uns bedeutet.

Warum aber wählen wir aus den vier Evangelien eben gerade das des Markus aus? Aus zwei Gründen, die beide etwas Triviales an sich haben: Der erste Grund ist, daß einem kurzen Evangelium in einem kurzen Artikel am wenigsten Unrecht angetan wird. Der zweite Grund ist, daß ich dieses Thema am besten in meine derzeitige Forschungs- und Lehrtätigkeit einfügen kann.

Die Worte Jesu im Garten Getsemani können hierbei als Ausgangspunkt dienen. Sie lauten bei Markus anders als wir sie im Gedächtnis haben. Der Text, den wir im Gedächtnis haben, scheint die Fassung von Lukas zu sein. In Mk 14,36 steht: «Abba, Vater, alles ist dir möglich. Laß diesen Kelch an mir vorübergehen. Doch nicht, was ich will, sondern was du willst.» Ist das ein Ausspruch, der von sklavischem Gehorsam, von einem Beiseitestellen eigener Initiativen, eigener kreativer Pläne und Ideen zeugt? Ist das Kadavergehorsam, der nach heutigen westlichen Auffassungen menschenunwürdig ist? Wir werden sehen. Um aber sehen zu können, ist es erforderlich, erst im weiten Umkreis auszuholen und der Frage nachzugehen, auf welche Weise im Buch des Markus die Dinge Gottes und die Dinge der Menschen einander gegenüberstehen.

I. Was Gott will und was Menschen wollen

Daß Gott etwas anderes will als Menschen und daß Menschen gut daran tun, ihren Willen auf den Willen Gottes abzustimmen, wird manchmal mit und manchmal ohne polemische Akzente gesagt. Es ist sicherlich polemisch gemeint, wenn Mk berichtet, wie Jesus – der seine Vaterstadt und damit seine Familie für immer verlassen hat – auf seine Mutter und seine Brüder, die Kontakt mit ihm aufzunehmen suchen, reagiert. Auf die Mitteilung, daß sie nach ihm fragen, antwortet er:

«Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?» Und während er seinen Blick über die Menschen, die in einem Kreis um ihn herum saßen, gehen ließ: «Dies sind meine Mutter und meine Brüder. Jeder, der den Willen Gottes tut, ist mir Bruder und Schwester und Mutter» (3, 33–35). Undeutlich bleibt, was genau die Alternative ist für das Tun des Willens Gottes. Tun, was man selbst will; tun, was andere wollen; nicht tun, was Gott will; oder vielleicht auch überhaupt nichts tun? Wohl wird deutlich, daß das Vollbringen von Gottes Willen ein Erkennungszeichen ist sowohl Jesu selber wie auch all derjenigen, die er als solche anerkennt, die ihm in einer neuen Familie verbunden sind.

Gegenüber denjenigen, die sich auf diese Weise mit Jesus verbinden, steht eine Gruppe von Menschen, die als Gegner auftreten: Schriftgelehrte und Pharisäer, Herodianer, Hohepriester und Älteste des Volkes. Von dieser Gegenpartei sagt Jesus, was in Jesaja geschrieben steht: «Menschengesetz ist, was sie lehren» (7,7), und er wirft ihnen vor: «Gottes Gebot laßt ihr außer acht und haltet Menschenüberlieferung fest» (7,8); «gar fein hebt ihr Gottes Gebot auf, um an eurer eigenen Überlieferung festzuhalten» (7,9), «und damit schafft ihr das Wort Gottes durch eure Überlieferung, die ihr selbst überliefert habt, ab» (7,13).

Aus mehr als einem Grund habe ich diese drei Stellen alle zitiert. Zunächst, um erkennen zu lassen, wie oft ein und dasselbe in einigen wenigen Textzeilen wiederholt wird. Sodann, um auf die Klimax hinzuweisen, die darin liegt. Was erst noch «Menschenüberlieferung» heißt, wird danach «eure eigene Überlieferung» und zu guter letzt die Überlieferung, die sie auch noch selbst überliefert haben. Es macht auch deutlich, daß dem Willen Gottes sowohl der eigene Wille wie der Wille der Menschen gegenübersteht. Und so wie die Anhänger Jesu dadurch gekennzeichnet werden, daß sie Gottes Willen vollbringen, ist es für seine Widersacher typisch, daß sie von Gottes Willen abweichen zuliebe von Vorschriften eigener Machart, die sich als Regeln verummummen, welche ihre Autorität einer alten Tradition entlehnen. Darum nennt Jesus sie «Heuchler» (7,6), als sie den Jüngern Jesu vorwerfen, sie hielten sich nicht an die von altersher geltenden Regeln (7,5).

Markus kennzeichnet auch noch an einer anderen Stelle ihr Auftreten als heuchlerisch, nämlich als Herodianer und Pharisäer ihn fragen: «Rabbi, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und nach niemandem fragst. Denn du siehst nicht auf die Person des Menschen, sondern lehrst den Weg Gottes nach der Wahrheit. Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuer zu zahlen oder nicht?» (12, 13–15). Daß sie mit dem Wort «wahrhaftig» fechten, verstärkt nur noch ihre Heuchelei. So wie

man es bei Heuchlern erwarten kann, sind ihre Worte zum Teil wahr und zu einem anderen Teil unwahr. Daß Jesus «nach niemand fragt», ist nur insofern wahr, als er sich nicht darum kümmert, was andere Menschen über ihn denken und sagen. Er richtet sich nicht nach ihrem Willen. Aber es ist nicht wahr, insofern sie sagen wollen, daß er sich um *niemanden* kümmert. Das Gegenteil ist der Fall. Wenn Markus diese seine Gegner aber sagen läßt, daß Jesus in aller Wahrhaftigkeit Gottes Weg lehrt, ohne mit Menschen zu liebäugeln, so schließt sich das vollkommen an das an, was wir in Kapitel 7 gelesen haben. Er läßt hier diejenigen, die Menschensatzungen den Vorzug geben vor dem, was Gott will, den geistigen Steckbrief, Jesu, ihres Gegners, beschreiben.

Besonders wichtig ist in diesem Zusammenhang – obwohl dort das Wort «Gehorsam» nicht fällt und ebensowenig die Rede von Gottes Wille ist –, was im Kernstück des Buches über Jesus und Petrus berichtet wird. Es beginnt mit Jesu Frage an seine Jünger: «Für wen halten mich die Leute?» (8,27). Die Antwort bleibt naturgemäß innerhalb der Grenzen der anonymen Gerüchte: «Johannes der Täufer..., Elija..., einer der Propheten» (8, 28). Und was die Jünger selbst darüber denken, kommt im Grunde genommen auch nicht darüber hinaus, als Petrus antwortet: «Der Messias» (8,29). Die Antwort, die entscheidend und endgültig ist, wird vorläufig nicht von Menschen gegeben. Die richtige Antwort auf die Frage, wer Jesus ist, vernehmen die Seinen aus dem Himmel: «Dieser ist mein geliebter Sohn, ihn sollt ihr hören» (9,7).

Aber diese Antwort wird erst vernommen, nachdem der Leser zunächst Kenntnis genommen hat von einer ungewöhnlich scharfen Diskussion zwischen Petrus und Jesus über dessen Tod, wobei Jesus sich mit der Feststellung gegen Petrus richtet, daß dieser jetzt nicht Gottes Sache, sondern die Sache der Menschen wähle. Petrus scheint aus einem Gefolgsmann zu einem Gegner geworden zu sein. Er ist ein Überläufer, weil er gegen Gott für die Menschen Partei ergreift.

Hier wird auch zum ersten Mal deutlich, daß derjenige, der den Menschen nicht nach dem Mund redet, damit rechnen muß, daß er – wie es in 9,31 heißt – in die Hände der Menschen überliefert wird. Und wer ihnen in die Hände fällt, weiß, daß er nichts Gutes von ihnen zu erwarten hat. Wer andererseits so wie Petrus darin einen Grund sieht, seinen Kurs zu ändern und einen anderen Weg einzuschlagen, fällt eine falsche Entscheidung. Er schlägt sich auf die Seite der Menschen und ist gegen Gott.

Wenn aber Jesus leiden *muß* (8,31), so bedeutet das noch nicht, daß Jesus sich willenlos einem Verhängnis unterwirft oder daß er sich ohne eigene Entscheidung

nur dem unterwirft, was ihm von dem bestimmt ist, den er «Abba» nennt. Sein Gehorsam ist keine Gefügigkeit. Wenn es eine Stelle im Bericht des Markus gibt, aus der das klar hervorgeht, so ist dies wohl der Textabschnitt, der dem Bericht über Jesu Sterben vorausgeht. Vorübergehende und Gegner stimmen miteinander darin überein: «Ha du, der den Tempel niederreißt und in drei Tagen wieder aufbaut, rette dich selbst und steig herab vom Kreuze» (15,29–30), sagen die ersten. Und die Gegner spotten und höhnen: «Anderen hat er geholfen, sich selbst kann er nicht helfen. Dieser Messias! Dieser König Israels! Soll er doch jetzt vom Kreuz herabsteigen, damit wir sehen und glauben» (15,31–32).

Der Leser des Buches weiß inzwischen – das scheint mir zumindest auf der Hand liegend –, daß Jesus sehr wohl vom Kreuz herabsteigen kann. Denn er hat noch ganz andere Dinge gelesen. Zum Beispiel, daß Jesus Herr über eine ganze Legion von Dämonen war, daß er einen Unglücklichen aus ihren Händen rettete und die Dämonen selbst in einer Herde von Schweinen ins Wasser trieb und sie so ertränkte (5, 1–20). Sollte er dann nicht auch sich selbst vom Kreuz befreien und eine Handvoll Soldaten abschütteln können? Wenn das nicht geschieht, dann nicht aus dem Grunde, daß er es nicht könnte, sondern daß er nicht will. Es ist eine Bestätigung seiner Entscheidung: «Nicht was ich will, sondern was du willst.»

Inzwischen erhebt sich nun wohl eine Frage: Wenn solch ein tiefgreifender Gegensatz besteht, zwischen dem, was Jesus eigentlich wollen möchte, und dem, was Gott will, und wenn dieser Gegensatz auch besteht zwischen dem, was Gott gebietet und dem, was Menschen wollen, wie erkennt Jesus dann eigentlich diesen Willen Gottes?

II. Ein Auftrag aus dem Himmel?

Die Frage, wie Jesus den Willen Gottes erkennt, wird im Markusevangelium nicht so beantwortet, wie wir es erwarten würden und wie es konventionellen Auffassungen entspricht: Danach sollte Jesus mit Gott auf eine Weise in Verbindung stehen, die sonst keinem Menschen gegeben ist, nämlich durch ein inneres Sehen und Hören, das unaufhörlich fortdauerte und das ihn keinen Augenblick lang im Ungewissen ließ darüber, was er zu tun hätte. Aber in dem Bild, das Markus von Jesus zeichnet, finden wir doch eigentlich gar nichts, was dem entspräche. Der Behauptung der Unaufhörlichkeit und der allumfassenden Reichweite dieses Kontaktes wird ausdrücklich widersprochen in 13,31, wo Jesus sagt, daß es auch dem Sohn nicht

gegeben sei, Tag und Stunde des Endes zu wissen. Wie aber hat Jesus dann nach Markus den Willen Gottes vernommen?

Mir scheint, daß die erste Seite des Buches hierüber Aufschluß gibt. Dort wird doch berichtet, wie es begonnen hat, was der Predigt Jesu in Galiläa vorausgeht (1, 14–15), dem Anwerben von Gefolgsleuten (1, 16–20) und der Hilfeleistung für Menschen, die dessen bedürfen (1, 21–34). An diesem Beginn erklingt zwar eine Stimme aus dem Himmel. Aber diese Stimme offenbart ihm nicht, was er zu tun hat. Die Worte «Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich mein Wohlgefallen» (1, 11) wecken eher den Eindruck, daß sie bestätigen, was vorher geschehen ist. Was hat Jesus denn davor getan? Dasselbe, was die Menschen aus Judäa und alle Bewohner von Jerusalem vor ihm getan hatten: Er hatte auf die Stimme Johannes' des Täufers gehört, hatte sich eingereiht am Ende der langen Schlange von Menschen, die darauf warteten, unter dem Bekenntnis ihrer Sünden getauft zu werden, und als er dann an der Reihe war, hatte auch Jesus sich von Johannes im Jordan taufen lassen.

Wenn wir von dem ausgehen, was der Täufer zur Sprache bringt, könnte man wohl sagen, daß Jesus auf die Stimme dessen gehört hat, der in der Wüste ruft, und daß er auf den Ruf dieser Stimme hin einen anderen Weg eingeschlagen hat. Er hat Nazaret, seine Vaterstadt, und seine dort wohnenden Brüder und Schwestern verlassen, um sich völlig seinem Lebensauftrag zu weihen. Ob man nun Worte wie Berufung oder Bekehrung dafür verwendet, macht dann relativ wenig Unterschied. In jedem Falle hat er in dem Aufruf des Täufers die Stimme Gottes erkannt. Das dürfte bedeuten, daß es für ihn dem Markusevangelium zufolge keine andere und bevorzugte Weise der Erkenntnis des Willens Gottes gibt als für die anderen: durch die Stimme eines Menschen.

Daß dies nicht aus der Luft gegriffen ist, kommt auf überraschende Weise an einer anderen Stelle des Buches zum Ausdruck: Als in 11, 27–28 die Hohenpriester, Schriftgelehrten und Ältesten Jesus fragen, mit welcher Vollmacht er so aufträte – besonders in Jerusalem und im Tempel –, antwortet Jesus mit einer Rückfrage: «Eine Frage will ich euch vorlegen: Antwortet ihr mir, dann werde ich euch sagen, in welcher Vollmacht ich das tue. War die Taufe des Johannes vom Himmel oder von Menschen? Antwortet mir» (11, 29–30). Jesus bekommt keine Antwort und sagt dann auch selber nichts mehr. Aber auch so hat er seinen Gegnern die Antwort schon gegeben.

Johannes ist durch Gott gesandt. Und sowohl die Taufe wie die Botschaft des Johannes kommt von Gott. Jesus hat in seiner Stimme die Stimme Gottes

vernommen. Die Worte eines Menschen, der seinen Lebensweg gekreuzt hat, haben ihm den Willen Gottes offenbart. Die Kursänderung – von den Gegnern verweigert (11, 31) und von Jesus vollzogen – macht den Gegensatz zwischen beiden so evident und unwiderrüflich, daß Jesus darin eine Legitimation erblickt, um so gegen sie auftreten zu können. Und wenn im Markusevangelium eine Stimme aus dem Himmel bestätigt, daß Jesus die Worte des Täufers wohl begriffen hat, und daß er getan hat, was diese Worte von ihm fordern, dann kann diese Stimme offensichtlich nicht als eine Legitimation gegenüber seinen Feinden dienen, selbst wenn er ihnen auf dem Umweg über ein Gleichnis aufweist, daß derjenige, dessen Tod sie planen (11, 18), von Gott als sein Sohn betrachtet wird (12, 1–12).

Wenn Jesus der Stimme Gottes Gehör verleiht, so ist das im Markusevangelium dasselbe wie eine positive Reaktion auf den Aufruf des Täufers. In diesem Lichte kann es uns auch nicht verwundern, daß Jesu eigene Verkündigung bis zu einem gewissen Punkte eine Fortsetzung dessen ist, was der Täufer gepredigt hatte. Bei beiden geht es um Bekehrung (1, 4.15). Und es braucht ebenso wenig zu verwundern, daß das Markusevangelium auch sonst eine Parallele zieht zwischen Jesus und Johannes. Das geschieht zum Beispiel in der Art und Weise, wie der Autor in 1, 14 die Gefangennahme des Johannes in Worte faßt (das Wort «überliefern» ist im Hinblick auf Personen im folgenden Jesus [3,19; 3,31; 10,33; 14,10.11.18.21.41.42.44; 15,1.10.15] und Jesu Jüngern [13,9.11.12] vorbehalten). Es ist auch von Belang, daß genau so wie von Jesus auch über den Täufer eine Art Passionsbericht in den Text aufgenommen ist (6,17–29) und daß – wenn auch nur durch den Mund des Herodes – die Rede von der Auferstehung des Täufers ist (6, 14–16).

Diese Parallelsetzung Jesu mit dem Täufer wird aber nicht mehr durchgezogen, wo Markus über die Tätigkeit Jesu berichtet. Die Tätigkeit des Johannes beschränkt sich auf Verkündigen (1, 2–8), Anklagen (6,18) und Taufen (1,4.5.9). Daß Jesus taufen würde, wird im Buch des Markus nirgends berichtet. Demgegenüber wird vieles von ihm berichtet, wovon wir mit Bezug auf Johannes nichts hören. Jesus tut große und bemerkenswerte Dinge. Dabei fällt aber auf, daß er dies nicht nur ohne alle demonstrative Zielsetzung (ganz im Gegenteil!), sondern nicht einmal auf eigene Initiative tut. Das stereotype Bild Jesu, der auszieht, um überall Gutes zu tun, um damit sichtbar zu machen, wer er ist, und was Gott den Menschen offenbaren will, suchen wir im Markusevangelium vergeblich.

Das gilt genau so von demjenigen, der Wunder wirkt, um damit sein Recht zu beweisen und sich zu legitimieren. Wo Jesus selbst eine entsprechende Initiative ergreift, hat das Bezug auf die Verkündigung der guten Nachricht (1, 14–15; 1, 38), auf die Werbung von Menschen, die mit ihm gehen sollen (1, 16–20; 2, 14. 17; wenn die Initiative von einem anderen ausgeht, läuft das ganz anders ab: 5, 18–19; 10, 17–22) und auf Angriffe gegen Mißstände und Gegner (3, 1–5; 11, 15–17; 12, 35–40).

Nirgendwo aber sehen wir Jesus auf die Suche gehen nach Kranken, Armen, Besessenen, so als würde er dazu getrieben durch eine innere Stimme oder einen himmlischen Auftrag. Er begegnet diesen Menschen ganz einfach auf seinem Weg (1, 23; 3, 1), sie kommen selbst (1, 40; 3, 10; 5, 2; 5, 27–28; 10, 47), oder wenn es sich um Kinder handelt, kommen ihre Eltern auf Jesus zu (5, 22; 7, 25–26), er wird zu ihnen hingeführt (1, 30; 5, 22–23), oder sie werden zu ihm gebracht (1, 31; 2, 3; 6, 55–56; 7, 32; 8, 22; 9, 17). Auch die beiden Speisungsberichte haben etwas davon, insofern sie beginnen mit Menschen, die Hunger haben (6, 35; 8, 2) wodurch Jesus auf den Gedanken kommt, daß für sie etwas getan werden muß.

Es liegt ganz auf dieser Linie, daß diese Art von Berichten durchweg beginnt mit einer Bitte, die an Jesus gerichtet wird (1, 30. 40; 2, 3–4; 4, 38; 5, 23. 27; 7, 26. 32; 8, 22; 9, 18; 10, 47–48). Man kann ohne Übertreibung sagen, daß Jesus fast ausschließlich dann für Menschen tätig wird, wenn er darum gebeten wird oder wenn die Situation dies erforderlich macht. Wenn er dabei gegen eine Stimme gehorsam ist, kommt diese in der Regel darin zum Klingen, daß *Menschen* ihn bitten und zu ihm sprechen. Wenn Jesus einen Auftrag aus dem Himmel empfängt, dann vernimmt er diesen vermittelt durch Stimmen, die hier auf Erden erklingen und die auch von anderen vernommen werden können, und nicht aufgrund des Vorrechtes einer besonderen Erleuchtung.

III. Eine Person und die Menschen

Die Folgerung in den vorausgehenden Zeilen scheint auf den ersten Blick nur mühsam oder gar nicht auf einen Reim zu bringen zu sein mit der Folgerung des vorausgehenden Abschnitts, daß nämlich im Markus-evangelium ein Gegensatz bestehe zwischen dem, was Gott gebietet, und dem, was Menschen wollen. Wenn wir aber ganz genau hinschauen und auf die verwendete Terminologie achten, erscheinen die beiden Schlußfolgerungen aufs Ganze gesehen nicht als einander widersprechend. Der Widerspruch entsteht erst, wenn

wir eine Anzahl von Berichten zusammenfassen zum Zwecke einer allgemeinen Schlußfolgerung und dann sagen, daß Jesus Gottes Wille vernehme aus dem, was Menschen ihm sagen und was sie von ihm erbitten. Wenn wir aber von «Menschen» sprechen, müssen wir bedenken, daß es in allen konkreten Berichten tatsächlich immer um eine oder mehrere konkrete Personen, oder wenn man so will: um Berichtspersonen geht.

Die Worte, mit denen diese Personen beschrieben werden, können mehr oder weniger Gegebenheiten hinsichtlich einer solchen Person beinhalten. Das eine Mal wird er oder sie beschrieben als «jemand, der in der Macht eines unreinen Geistes» war (1, 23; 5, 2), oder «mit einer lahmen Hand» (3, 1), «ein Besessener» (5, 15), «ein Lahmer» (2, 2), «ein Taubstummer» (7, 32), «ein Blinder» (8, 22). Dann wieder vernehmen wir mehr über eine solche Person, zum Beispiel daß es sich um die Schwiegermutter des Petrus handelt, die mit Fieber zu Bett liegt (1, 30), um die Tochter einer hellenischen Frau aus Syrophönizien, die krank ist (7, 25–26), oder um das zwölfjährige Töchterchen des Jairus, eines Synagogenvorstehers (5, 22. 42), oder um den blinden Bettler Bartimäus, der am Wegrand sitzt (10, 47). Über eine Frau mit Blutfluß hören wir sogar ein ganzes Stück ihrer Krankengeschichte (5, 27–28). Und von Johannes dem Täufer, dessen Stimme am Anfang der Geschichte des Wirkens Jesu steht, wird uns mehr berichtet, als wir in einer Zeile zusammenfassen können. Mit anderen Worten: Es sind zwar Menschen, aber niemals «die Menschen», durch die Jesus den Willen Gottes erkennt.

Daß Markus tatsächlich diesen Unterschied macht, möge daran verdeutlicht werden, daß er – mit einer Ausnahme (8, 24) – den Ausdruck «die Menschen» immer in einem ungünstigen Sinne verwendet (7, 7. 8. 21; 8, 27. 33; 9, 31; 11, 30. 32). Außer in den – im vorausgehenden bereits kurz besprochenen – drei Passagen 7, 1–23, 8, 27–33 und 11, 27–33 kommt das deutlich zum Ausdruck in der Leidensankündigung von 9, 31, wenn wir diese vergleichen mit den übrigen Stellen, die das Leiden und den Tod des Menschensohns ankündigen.

In 9, 31 lesen wir: «Der Menschensohn wird in die Hände der Menschen überliefert werden, und sie werden ihn töten.» Wenn auf den ersten Blick nicht deutlich werden sollte, wer «die Menschen» sind, können die Stellen 8, 31 («von den Ältesten, den Hohenpriestern und den Schriftgelehrten verworfen») 10, 33 («der Menschensohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überliefert werden») und 14, 41 («der Menschensohn wird in die Hände der Sünder überliefert werden») Aufschluß geben. Sie machen deutlich, daß mit «den Menschen» die Gegner Jesu

gemeint sind, die ihm nach dem Leben trachten. Und das macht deutlich, daß dort, wo Markus von «den Menschen» spricht, diese Worte eine negative Färbung tragen, und nicht eine neutrale, geschweige denn eine günstige Bedeutung haben.

Wichtiger aber ist, daß wir auf dem Wege über die hier sichtbar gewordenen Gegner und ihre Identifizierung mit «den Menschen» Einblick gewinnen in zwei Typen von Gehorsam. Um hier mehr davon zu begreifen, ist es erforderlich, zunächst eine Reihe von Gegensätzen zwischen Jesus und seinen Gegnern näher zu betrachten, wie sie vor dem Bericht über das Leiden im Buch sichtbar werden.

Schon in 1,22 kommt der erste Gegensatz zur Sprache: Jesus lehrt wie einer, der Vollmacht hat, und nicht so wie die Schriftgelehrten. Damit ist wohl gemeint, daß die Schriftgelehrten ihre Autorität der Verbindung mit dem entlehnen, was sie an alter Überlieferung wiederholen. Jesus dagegen hat unmittelbare, persönliche Autorität. Er braucht sich nicht auf Vorgänger zu berufen. Diese seine Autorität wird sichtbar in der unverkennbaren Macht, die er über die Dämonen hat (1,27). Die Schriftgelehrten – die aus der Stadt kommen, in der Jesu Tod geplant wird und dann auch stattfinden wird (3,22) – erklären dies so, daß Jesus einen Bund geschlossen habe mit einem mächtigeren Dämon, mit dem Fürsten der Teufel (3,22). Aber Jesus macht deutlich, daß sie dann verkennen, daß in ihm kein böser Geist, sondern der *Heilige Geist* wirksam ist, der seit seiner Taufe im Jordan in ihm anwesend ist (1,10; 3,29). Sie stellen die Wirklichkeit auf den Kopf und lästern den Heiligen Geist (3,29–30). Und je weiter der Bericht des Markus fortschreitet, lernt der Leser eben die Schriftgelehrten selbst und andere Jerusalemer Autoritäten als diejenigen kennen, die mit dem Obersten der Teufel unter einer Decke stecken.

Es spricht wohl fast für sich selbst, daß die Gegner Jesus auch die Vollmacht absprechen, Sünden zu vergeben (2,1–12), und daß sie ihm vorwerfen, er gebe sich mit Sündern und Zöllnern ab (2,16). Vor allem die Beobachtung des Sabbats ist ein Punkt, an dem die Gegensätze scharf zum Vorschein kommen (2,18–3,6). Die Gegner werden geschildert als Menschen, die das Halten der Sabbatvorschriften wichtiger finden als die Hilfeleistung für Menschen. Jesus kehrt diese Rangfolge um (2,27) und fordert sie dadurch heraus, daß er an einem Sabbat in der Synagoge in ihrer Gegenwart demonstrativ einem Behinderten den Gebrauch seiner Hand zurückgibt (3,2–5). Er motiviert das mit der Frage «Ist es nicht eher erlaubt, am Sabbat Gutes zu tun als Böses? Ist es nicht besser, jemand zu retten, als ihn zu töten?» (3,4). Der Bericht macht es

unmöglich, dies bloß oder vornehmlich als ein abstraktes Prinzip zu verstehen. Die Worte Jesu enthüllen auch, was für Menschen seine Gegner sind. In derselben Perikope verlassen sie doch am Sabbat die Synagoge, um im Anschluß an das Vorgefallene mit den Herodianern ein Komplott zu schmieden, um Jesus aus dem Weg zu räumen (3,6). Den Sabbat, den Jesus gebraucht, um jemandem dadurch Gutes zu tun, daß er ihm den Gebrauch seiner Hand wiedergibt, gebrauchen sie, um Jesu Tod zu planen.

Damit kommen einige Aspekte der Art und Weise zum Vorschein, wie der Gehorsam Jesu und der Gehorsam seiner Gegner einander gegenüberstehen. Der Gehorsam der Gegner Jesu ist der Gehorsam gegen die Tradition, gegen das Vorgegebene. Er führt zu Wiederholung, Routine, Zwanghaftigkeit, Unfreiheit. Der Gehorsam Jesu geht dagegen ein auf die Herausforderung durch den Augenblick, er ist nicht reproduktiv, sondern kreativ, verkörpert menschliche Freiheit, Gesundheit und Glück. Er ist sicherlich keine Gefügigkeit und sklavische Folgsamkeit im Blick auf einen vorprogrammierten Lebensweg, wie viele es sich bequem vorstellen. Im Gegenteil: Er muß sich ständig aufs neue entscheiden und auswählen, weil nicht die vorgegebenen Regeln der Tradition seinen Lebensweg als Versagen erscheinen lassen, sondern die Bedürfnisse konkreter Menschen ihn immer wieder vor neue Herausforderungen stellen. Jesus läßt sich nicht durch «die Menschen» leiten, was eigentlich so viel heißt wie durch die gesellschaftlichen Konventionen, sondern durch den Willen Gottes.

Und damit kommt ein noch tiefergreifender Gegensatz zum Vorschein: Denn der Gott Jesu ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden (12,27). Eben in dem Bericht über die Heilung des Mannes mit der lahmen Hand (3,1–6) und dem Hinweis auf Jesu Tod (3,6) kommt haarscharf zum Vorschein, in welcher Hinsicht Jesus dem Gott der Lebenden gegenüber gehorsam ist. Sein Gehorsam spiegelt eben dies wider: Er ist auf Leben, Wohlsein, Rettung ausgerichtet. Der Gehorsam seiner Gegner dagegen auf Tod und Untergang, so wie es aus der Art und Weise hervorgeht, wie sie sich Jesus gegenüber verhalten. Und das beinhaltet für Jesus, daß sein Leben zwar nicht durch einen alle Einzelheiten regelnden Willen Gottes geleitet wird, daß er aber ebensowenig jeden beliebigen Weg einschlagen kann. Gehorsam gegen Gott bedeutet für Jesus, daß er sich von einer Grundhaltung leiten läßt, die auf Heil und Heilen ausgerichtet ist, und die seiner Überzeugung Gestalt verleiht, daß das erste Gebot für sich allein nicht genügt, sondern erst ganz erfüllt wird, wenn man auch das zweite befolgt: «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst» (12,31).

IV. Gehorsam bis zum Tod

Jesu Gehorsam ist keine Passivität, keine willenslose Fügsamkeit. Er äußert sich vielmehr gerade in Aktivität und Kreativität. Das erscheint anders in dem Abschnitt des Markusevangeliums, den wir nicht ohne Grund den Passionsbericht nennen. Von der Gefangennahme im Garten an, wo er buchstäblich in die Hände der Menschen gefallen ist, wird an ihm gehandelt. Die Worte, die in Apg 8, 32–35 vor dem äthiopischen Oberkämmerer auf Jesus angewandt werden – «Wie ein Schaf sich zur Schlachtbank führen läßt und wie ein Lamm vor dem, der es schert, keinen Laut von sich gibt, so tut er seinen Mund nicht auf» (Jes 53,7) –, erscheinen als eine ausgezeichnete Wiedergabe der Ereignisse in Jesu letzten Tagen. Ja, es gibt Leute, die bei der Erwähnung des Schweigens Jesu vor dem Hohen Rat und vor Pilatus (14,61; 15,5) – meines Erachtens zu Unrecht – auf diese Worte bei Jesaja verweisen.

Aber der Eindruck von Passivität erscheint unrichtig, wenn wir gut hinschauen und wenn wir den Passionsbericht zur richtigen Zeit beginnen lassen, nämlich bei 8,27, wo Jesus fest entschlossen mit den Zwölfen aufbricht und ihnen deutlich macht, daß das Ende dieses Weges gekennzeichnet ist durch sein Leiden, seine Verwerfung und seine Auferstehung (8,31). Hier fällt zum ersten Mal im Markusevangelium das Wort «müssen». Was über den Menschensohn kommen wird, ist unvermeidlich. Aber welcherart ist diese Unvermeidlichkeit? Die Unvermeidlichkeit, die von einem zwingenden Gott verhängen ist, die Unvermeidlichkeit eines unentrinnbaren Schicksals? Darauf wollen wir später noch zurückkommen.

Wie in 8,31, wo die Schriftgelehrten und die Hohenpriester genannt werden, für aufmerksame Leser schon erkennbar war, führt dieser Weg nach Jerusalem (10,32–33). Jesus geht dorthin, weil er dort in die Hände der Menschen überliefert werden wird (9,31). Aber das geschieht nicht, ohne daß er selbst das will und daran – wie es offensichtlich ist – in einem gewissen Maße mitwirkt. Er geht nicht bloß nach Jerusalem, sondern fordert seine Gegner auch deutlich heraus, provoziert sie durch einen triumphalen Einzug in den Tempel (11, 1–11) und die Reinigung dieser heiligen Stätte (11,15–19). Er enthüllt ihnen in einem Gleichnis, was zu tun sie tatsächlich im Begriffe sind (12, 1–12), deutet in verschlüsselter Redeweise an, daß er denjenigen kennt, der ihn verraten wird (14, 12–21), und er geht diesem – nach einem inneren Kampf in der Einsamkeit von Getsemani (14, 32–41) – erhobenen Hauptes entgegen (14, 42). Erst von dem Augenblick an, da er in die Hände «der Menschen»

gefallen ist, wird ihm die Initiative entzogen. Das einzige, worüber er noch verfügen kann, sind seine Stimme und sein Wort. So kann er schweigen vor dem Hohen Rat, bis er gefragt wird, ob er der Messias sei, der Sohn des Hochgelobten (14, 61). Die Antwort lautet eindeutig und ohne alle Umschweife positiv. Aber er fügt noch hinzu, daß er – der Menschensohn – bei seiner Wiederkehr als Richter über seine Gegner urteilen wird (14,62).

Daß Jesus seinem Tod so aktiv entgegengeht, hat augenscheinlich nichts zu tun mit einer Art Leidensmystik oder mit Todessehnsucht oder Lebensmüdigkeit. Was in Getsemani geschieht (14, 32–42), läßt darüber keinen Zweifel. Das hat im Gegenteil wohl mit dem zu tun, wovon wir in 10,45 lesen: «Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für die vielen.»

Man sollte dabei aber nicht zu bequem an eine Theologie der Erlösung denken, wonach eine Schuld gegenüber Gott nur mit Blut gesühnt werden könnte. Das Wort «Lösegeld» verweist eher auf einen Feind, an den es ausgezahlt werden muß, in früheren Zeiten den Eigentümer eines Sklaven oder einen Feldherrn, der Kriegsgefangene gemacht hat und nun festhält; in unserer Zeit kann man eher denken an Besetzer und Terroristen, die für die Freilassung von Geiseln Geld fordern. Darum wage ich bei dem Lösegeld in 10, 45 nicht an Gott zu denken als denjenigen, der dieses Lösegeld, das zu zahlen ist, festgesetzt hat. Es sind vielmehr – so scheint mir – die Gegner Jesu, die sein Leben fordern (im Markusevangelium ab 3,6), und es ist nicht nebensächlich, daß er einen gewaltsamen Tod erleidet. Er wird von Feinden umgebracht. Als Jesus ihnen mit seinem Einzug in Jerusalem entgegengeht und sie dort herausfordert, geschieht das, weil er diesen Gegnern weiterhin bis aufs äußerste widersprechen und entgegenhandeln muß. Wenn er aufhören würde, mit ihnen zu streiten, würde er verkennen, was der innerste Kern seiner Botschaft (daß die Zeit des Heils angebrochen ist und daß die Menschen im Blick darauf ihre Lebensweise ändern müssen) und die Grundrichtung all seines Tuns ist.

Und damit wird das «Müssen», das in 8,31 dem Aufbruch nach Jerusalem vorausgeht, auch inhaltlich gefüllt. Dieses Müssen hat zu tun mit dem Willen Gottes, der den Lebensweg Jesu bestimmt, und dem er gehorchen will. Wenn aber dieses «Müssen» auch Bezug hat auf Jesu Tod am Kreuz, dann nicht aus dem Grunde, weil der Gott der Lebenden für seinen Sohn Jesus eine Ausnahme machen würde – denn er will für alle Menschen und somit auch für seinen Sohn an sich immer das Leben und nicht den Tod –, sondern weil es

Menschen gibt, die sich bis zum äußersten gegen ihn auflehnen und dabei auch nicht davor zurückschrecken, ihn zu ermorden.

Von besonderer Wichtigkeit für die Leser des Buches ist folglich, daß Jesus den Weg nach Jerusalem nicht für sich allein einschlägt. Er wird begleitet von seinen Jüngern. So wird dieser Reisebericht zugleich ein Lernprozeß für den Leser, der sich als einen Anhänger Jesu betrachtet. Dieser Lernprozeß wird ihn aus einem Blinden (8,22) zu jemandem machen, der sehend wird und Jesus wirklich auf seinem Weg nachfolgt (10,52). Was Nachfolgen wirklich bedeutet, macht das Buch deutlich in dem Gespräch Jesu mit Petrus nach der ersten Leidensankündigung und die darauf folgenden Aussagen (8, 31–9,1).

Auch hierfür sind die bereits früher zitierten Worte von Belang: «Hinweg von mir, Satan! Denn du denkst nicht an die Sache Gottes, sondern die der Menschen» (8,33). Und wer wirklich Jesus folgen will – mag er nun Petrus heißen oder nicht –, bekommt zu hören, daß er sich selbst verleugnen und sein Kreuz auf sich nehmen muß, das soll heißen: genauso wie Jesus sein Leben preisgeben (8,34–35). Wir sind nur allzu leicht geneigt, mit Lukas (9,23) diesen Worten einen übertragenen Sinn zuzusprechen. Ich meine, daß sie buchstäblich zu verstehen sind. Sie haben zu tun mit Christen, die ebenso wie Jesus vor einen Richter geschleppt werden und dort unter Druck gesetzt werden, ihrem Glauben abzuschwören, Jesus zu verleugnen und damit ihr Leben zu retten (vgl. Mk 13,9–13; 4,17; 10,30)¹.

Wer darauf eingeht, der rettet tatsächlich den bloßen Leib, aber er geht des eigentlichen Lebens verlustig. Wer dann so wie Jesus dem Tod trotzt, der wird erst wahrhaft leben. Es ist nicht so, daß Selbstentfaltung abgelehnt würde und Selbstverneinung an die Stelle von Selbstbestätigung treten müßte. Wer diese Worte so liest, der übersieht, daß diese Worte in Verbindung stehen mit dem Weg nach Jerusalem, dem Ort, an dem Jesus vor Gericht stehen wird. Dieses Jerusalem ist nicht das himmlische Jerusalem der Apokalypse. Es steht in bezug auf diejenigen, die Jesus folgen, für den jeweiligen Ort, an dem sie verfolgt werden. Wer vor einem Gericht vor die Entscheidung gestellt wird, dem muß das Bekenntnis zu Jesus auch Folterung und Exekution wert sein.

Mit anderen Worten: Gehorsam bis zum Tod ist auch für die Anhänger Jesu keine Mentalität, die Lebensverneinung oder Selbstverachtung einschließen müßte. Der Tod, von dem hier die Rede ist, kommt zustande durch die Hinrichtung am Kreuz oder mit anderen Mitteln. Ein Christi muß nicht auf so etwas aus sein. Wohl aber weiß er, daß sein gläubiges Handeln und Reden ihn in eine Position bringen können, in der eines guten Tages etablierte Mächte und Interessen auf ihn stoßen können.

Das ist nicht immer und überall aktuell. In dem Land zum Beispiel, in dem ich diesen Aufsatz schreibe, kann davon derzeit keine Rede sein. In anderen Ländern aber, in denen dieser Aufsatz möglicherweise auch gelesen wird, sehr wohl. Zwar werden gläubige Menschen heutzutage nicht vor Gericht geschleppt, um Jesus abzuschwören, aber wenn sie mit dem Bekenntnis zu Jesus Konsequenzen verbinden, die den Machthabern nicht genehm sind, werden sie entführt, gefoltert, deportiert, ihrer Bürgerrechte beraubt, insgeheim niedergeschossen als Feinde des herrschenden Regimes oder als staatsgefährliche Elemente. Wenn sie dem Weg Jesu gehorsam bleiben, ist das das gerade Gegenteil von Passivität und Fügsamkeit. Und wenn das Buch des Markus auch sagt, wer der erste sein wolle, müsse der Diener und Sklave aller sein (10,44), dann meint das nicht die Servilität des Speichelleckers, des Unterwürfigen, der immer nur Befehle braucht. Es ist vielmehr die Gestalt einer höchsten Freiheit, die Menschen so konsequent macht, daß sie selbst dort keine Grenze ziehen, wo ihre Handlungen Freiheitsberaubung, Folterung und Hinrichtung zur Folge haben könnten.

¹ Für eine nähere Ausarbeitung dieses Themas siehe B. van Iersel, *The Gospel according to St. Mark – Written for a Persecuted Community?*: *Nederlands Theologisch Tijdschrift* 34 (1980) 15–36.

Aus dem Niederländischen übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht

BAS VAN IERSEL

1924 in Heerlen (Südlimburg) geboren. Montfortanermissionar. 1950 zum Priester geweiht. Studium an den Universitäten Nimwegen und Löwen. Doktor der Theologie und Professor für die Exegese des Neuen Testaments an der Universität Nimwegen. Redaktionsmitglied des «Tijdschrift voor Theologie» und der Zeitschrift «Schrift». Von seinen Veröffentlichungen sei hier nur eine erwähnt: «Der Sohn» in den synoptischen Jesusworten (1961). Anschrift: Mgr. Suyslaan 4, Heilig Landstichting, Nijmegen, Niederlande.